



Tief unter der Erde hält der junge Mann aufgeregt und fiebrig ein warmes Stück Kohle in der Hand. Zum ersten Mal. Hier im Streb, wo Generationen von Bergleuten malocht haben. Bald endet die Kohleförderung in Deutschland. Und damit das Leben unter Tage. Dann ist im Ruhrpott Schicht im Schacht. Und es bleiben nur noch Erinnerungen: an den wortkargen Vater und die Abende mit Bier, Schnaps und Marschmusik aus dem Küchenradio. An ein Milieu, das für immer verschwinden wird. »Marschmusik« ist eine Geschichte vom Erwachsenwerden, ein Buch über die magische Welt des Kohlebergbaus und über die verführerische Kraft der Finsternis unter Tage – allem Verschwinden zum Trotz immer wieder erzählt mit Leichtigkeit und Witz.

MARTIN BECKER, 1982 geboren. Macht Radio. Schreibt Bücher. Mag Hunde. Er ist in der sauerländischen Kleinstadt Plettenberg aufgewachsen, freier Autor für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, Literaturkritiker beim Deutschlandfunk und bei Deutschlandradio Kultur und berichtet in Features und Reportagen unter anderem aus Tschechien, Frankreich, Kanada und Brasilien. 2007 erschien sein mehrfach ausgezeichneter Erzählband »Ein schönes Leben«, 2014 sein Roman »Der Rest der Nacht«, 2017 sein Roman »Marschmusik«. 2019 legt er mit »Warten auf Kafka« eine literarische Seelenkunde Tschechiens vor. Martin Becker lebt in Köln.

MARTIN BECKER

*Marschmusik*

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2019

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

© 2017 Luchterhand Literaturverlag in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Covergestaltung: sempersmile nach einem Entwurf von buxdesign

Covermotiv: © Maremagnum/Getty Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71755-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Für meinen Bruder Christian



alter hase passé alles träumen  
gezwungen seinen bau zu räumen  
hatte die hatz satt mit absicht  
löschte er die lichter nicht

*Samuel Beckett, »Trötentöne«*





I

UNTER TAGE



Jetzt sind es noch wenige Meter zu Fuß. Ich könnte trödeln, aber es hilft ja nichts. Diesmal wird es nicht so schlimm, sage ich mir, während ich aus dem Linienbus steige. Ist ja nicht für lange. Unzählige Töchter und Söhne besuchen gerade ihre Familien. Oder das, was noch davon übrig ist. An Orten, die sie Heimat nennen. Die gehen ja auch nicht gleich ein. Vor der Abfahrt bin ich noch guter Dinge: Du wirst Spaziergänge durch die Wälder machen, in denen du als Kind gewesen bist, du wirst mindestens einen alten Schulfreund auf der Straße treffen und ein Bier mit ihm trinken gehen. Jetzt passiert der Zug die Mittelgebirgslandschaft. Erst das Kohlekraftwerk, die Weiden, die Felder, die vielen Tunnel, dann der Bahnhof, an dem ich aussteige. Mündendorf. Umsteigemöglichkeit zum Bus. Soll die Panik doch bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Mein Mantra: Diesmal wird es nicht so schlimm. Diesmal nicht. Jahrelang war jede Rückkehr eine Qual, jahrelang habe ich in den Nächten vor der Reise schlecht geschlafen, jahrelang wollte ich in letzter Sekunde alles abblasen. Diesmal werde ich mich nicht fürchten, wenn die Reihenhäuser in Sichtweite kommen. Da ist doch nichts dabei, Kopf hoch und Brust raus. Was macht dir denn so eine Angst?

Du hast die Welt gesehen. Du bist betrunken durch

Brooklyn getorkelt und warst verliebt in Paris, in Rio de Janeiro hat man dich mit einem Messer überfallen. Wer das durchsteht, wird auch Mündendorf überleben.

Der Vorgarten verwildert, die Fassade grünspanig und risig, der gepflasterte Parkplatz lange nicht mehr genutzt. In der Ecke des Flachdachs brüten öfters Vögel, nisten manchmal Wespen. Ein schmuckloses Gebäude von der Stange, in die Jahre gekommen. Ein bescheidenes Häuschen mit wenigen Zimmern. Trotzdem stelle ich mir manchmal vor, wie es wäre, es zu übernehmen, Wände einzureißen und Zimmer zu vergrößern, Parkett auszuwählen und alles von Grund auf umzugestalten. Das ist eben unser Haus.

Es gehört, das riecht man schon im Flur, ganz dem Nikotin. Meine Eltern haben in diesem noch immer nicht abbezahlten Reihenhaus etwa eine halbe Million Zigaretten geraucht, habe ich ausgerechnet. Als Kind schlief ich abends auf dem Sofa im Wohnzimmer, während meine Eltern vor dem Fernseher saßen. Ich wollte nie allein sein. Es wurde gequalmt und gequalmt und gequalmt. Nikotin hat meine Träume vernebelt, noch bevor ich denken konnte.

Eine halbe Million Zigaretten, das sind mindestens ebenso viele Erinnerungen. Mein Vater, der am Bahnhof steht, um mich abzuholen, meine Mutter, die vor dem Kindergarten auf mich wartet, mein Vater, der schon gezeichnet ist am Ende seines Lebens und immer noch eine Zigarette in der Hand hat, meine Mutter, die sich auf dem Beifahrersitz eine ansteckt, während wir unterwegs an die Nordsee sind. In den Hotels mancher Länder ist das Rauchen noch erlaubt, man betritt die Lobby oder das Zimmer und kann ihn riechen, den Qualm, der sich über Generationen hinweg in

den Polstermöbeln hält. Es genügt manchmal, dass jemand auf der Straße den Qualm seiner Zigarette nach hinten pustet und mir versehentlich ins Gesicht, und schon wird der fremde Mann vor mir zu meinem Vater, für den Bruchteil einer Sekunde.

Eine halbe Million Zigaretten haben sich in den Schränken und Teppichen und Tapeten verewigt, nähme man alle Bilderrahmen in unserem Haus von der Wand, dann würde eine seltsame Ausstellung entstehen, abstrakte Scherenschnitte, Licht und Schatten. Eine kurze Geschichte der proletarischen Reihenhausfamilie des späten 20. Jahrhunderts kurz vor ihrem Untergang, erzählt vom Nikotin höchstpersönlich.

Eine halbe Million Zigaretten, das wäre, gehen wir von einer durchschnittlichen Rauchdauer von fünf Minuten aus, eine ununterbrochene Beschäftigung von erstaunlichem Ausmaß. Vier ganze Jahre und noch dazu einen weiteren Frühling, Sommer und Herbst haben meine Eltern verrauchet. Und als jener letzte Herbst vorbei war, ist mein Vater gestorben.

Ihn hat die Qualmerei mit achtundsechzig Jahren umgebracht. Meine Mutter handelte sich vorher schon einen schweren Hirnschlag ein, und trotzdem steckte sie sich nach Wochen im Koma und noch viel längerer Genesungszeit wieder eine an.

Über die grünen Fliesen in Richtung Wohnzimmer gehen. Die Schuhe mutwillig anbehalten. Sachen machen, die früher undenkbar waren: Besteck schmutzig auf Tischen liegen lassen, den sichtbar staubigen Teppich nicht absaugen, Tassen und Teller falsch einsortieren, Dinge in Unordnung bringen und sich nicht darum scheren. Niemand

bestraft mich mehr dafür. Die schlimmen Launen meines Vaters sind mit ihm verschwunden.

Meine Mutter sitzt in ihrem Sessel vor dem Fernseher, sie hat eine Zigarette in der Hand und trinkt Cola. Ihre in Falten gelegte Stirn. Ihre praktische Frisur. Ihre großen und mit ihrem rasanten Altern so freundlich gewordenen Augen. Es rührt mich, sie so zu sehen. Mit ihrem ständigen Staunen, mit ihrem kindlichen Gemüt, das sie seit ihrer Krankheit wieder besitzt. Sie hat nicht gehört, wie ich die Haustür aufgeschlossen habe. Hätte sie mich bemerkt, dann wäre sie längst aufgesprungen.

Da ist ja mein Junge, hätte sie gerufen, da ist ja mein Junge. Sie hätte mich lang und fest umarmt, fester, als man es von ihren dünnen Armen erwarten würde. Und dann wäre sie in die Küche gehumpelt und hätte den Ofen angestellt oder zumindest die belegten Brote aus dem Kühlschrank genommen. Ihr Gedächtnis ist unzuverlässig, der Alltag allein nicht mehr zu bewältigen. Aber wenn ich ihr meinen Besuch ankündige, dann funktionieren die mütterlichen Reflexe noch. Immer macht sie harmlose Witze über mich, immer dichtet sie mir eine neue Freundin an, immer schimpft sie über meine unmögliche Frisur und meine komischen Klammotten, immer stört sie sich daran, dass ich so unrasiert bin.

Meine Mutter ist mager und klein geworden und hat viele Zähne verloren. Nur ihr Haar wird nicht weniger. Sie sieht jetzt aus wie eine ganz alte Frau, wesentlich älter, als sie in Wahrheit ist. Das kommt nicht nur von den Zigaretten, sondern vor allem von der Krankheit. Sie schaut einen Film. Seit sie ihr Hörgerät verloren hat, und das ist sicher schon ein Jahrzehnt her, stellt sie den Fernseher auf höchste Lautstärke. Man muss schreien, um mit ihr zu sprechen.

Sie hat eine ausgesprochene Vorliebe für Actionfilme. Bruce Willis, Jean-Claude Van Damme und Sylvester Stallone sind ihre Helden. Oft tobt der Kampf des Guten gegen das Böse, peitschen Maschinengewehrsalven in ohrenbetäubender Lautstärke durch den Raum. Manchmal lacht sie laut, wenn im Film ein Witz erzählt wird. Und wartet der Bösewicht mit geladener Waffe im Hinterhalt, dann versucht sie, den Helden zu warnen. Ich will nicht, dass sie mich schon bemerkt. Ich will ihr beim Fernsehen zuschauen.

Schläfst du denn diesmal hier, wird sie mich später fragen, und wieder werde ich sie enttäuschen. Schon vor dem Tod meines Vaters konnte ich kaum noch in diesem Haus schlafen, irgendwann ist dieses rätselhafte Unbehagen so mächtig geworden, dass ich lieber eine kalte Ferienwohnung miete wie ein Handwerker auf Montage oder im Haus meines Bruders auf dem aufblasbaren Gästebett im Zimmer meiner Neffen übernachtete, obwohl hier ein viel bequemere Schlafplatz wäre. Schläfst du denn diesmal hier, wird meine Mutter fragen, und ich werde verneinen wie üblich, und dann wird sie enttäuscht sein, es aber schnell wieder vergessen haben. Das Glück ihrer Krankheit: dass selbst große Traurigkeit nie von langer Dauer ist. Sie wird mir erzählen, was ich schon aus unseren sich ständig wiederholenden Telefonaten weiß. Dass ihr Bein kaputt ist, dass es doch schöner wäre, wenn wir uns öfters sehen würden, dass sie sich danach sehnt, mit mir in den Urlaub zu fahren oder mich in der Großstadt zu besuchen, dass sie endlich mal wieder auf den Friedhof will und dass sie die Telefonnummer von Bechen verloren hat und ich sie ihr gefälligst beschaffen soll.

Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie sitzt im Wohnzimmer unseres Reihenhauses, wie jeden Abend, sie wird ihre Tabletten unter der Aufsicht des extra dafür ins Haus kommenden Pflegepersonals einnehmen, wie jeden Abend. Dann wird sie ins Bett gehen. Obwohl es noch früh ist und die Sonne gerade erst hinter dem Mittelgebirgs Panorama verschwunden. Wenn ich mir manchmal aus der Ferne vorstelle, wie meine Mutter einsam auf die Nacht wartet, dann trifft es mich. Dann bin ich manchmal auch mutter-seelenallein und so unglaublich traurig, dass mir die Spucke wegbleibt, dass ich mich mit einem Freund verabrede und trinke, sehr viel trinke. In manchen Momenten macht es mir nicht so viel aus, dann denke ich: Sie hat ihr Leben gelebt, vier Kinder großgezogen, und keins davon ist obdachlos oder verrückt oder jemals im Gefängnis gewesen, und jetzt sitzt sie eben Abend für Abend in ihrem Sessel mit den Brandlöchern und raucht und trinkt Cola, und an manchen Tagen bringt mein Bruder ihr Ente mit Reis vom Kleinstadtasiaten vorbei, und sie ist glücklich. Das ist eben der Rest vom Leben, der noch bleibt.

Das Bett meiner Mutter steht neuerdings nur wenige Meter entfernt, mein Bruder hat es so eingerichtet, seit sie nicht mehr gut laufen kann und ihren Rollator braucht. Es steht jetzt dort, wo früher die Essecke war.

Man braucht keine Essecke mehr in diesem Haus. Die Familie, die hier mal lebte, hat sich tatsächlich auserzählt, denke ich manchmal. Wie eine Fernsehserie auserzählt sein kann – es kommen nur noch Wiederholungen, bis sie irgendwann ganz verschwindet. Meine Mutter, noch keine siebzig Jahre alt, hält hier die Stellung. Sie weiß manchmal nicht, welcher Wochentag gerade ist, wohl aber, wann ich



versprochen habe, mit ihr ein Eis essen zu gehen. Sie ist zäh, mehr als das.

Ich lehne im hölzernen Rahmen der Wohnzimmertür. Da ist noch die Schrankwand aus Furnierholz mit den Fotoalben und abgehefteten Versandhausrechnungen, Lottoscheinen und Schulzeugnissen. Da sind noch die Bilderahmen an der Wand. Da ist noch meine zähe Mutter, die in ihrem Sessel sitzt und Actionkracher schaut. Ich stehe schon zehn, zwanzig Minuten in der Tür. Jetzt kommt Werbung, jetzt rufe ich sie. Ihre graublauen Augen leuchten, als sie mich sieht, und gleich steht sie auf und ruft meinen Namen, immer und immer wieder ruft sie meinen Namen, sie humpelt auf mich zu. Gleich fällt sie mir weinend um den Hals. Schnitzel und Bratkartoffeln hat sie für mich gemacht, von denen sie selbst nichts gegessen hat.

Die Stille vor dem ersten Ton. Eine Schützenhalle. Das große Konzert des Musikzugs. Mehrere hundert Leute sitzen auf ihren Stühlen, schauen mich an. Solo für Posaune und Blasorchester. Volkstümliche Fantasie über ein Motiv von Wolfgang Amadeus Mozart. Die Luft ist trocken. Im Publikum hustet jemand. Ich schwitze. Der erste Ton ist alles. Auf ihn kommt es an. Der Dirigent hebt den Stock. Das Orchester setzt ein. Ich konzentriere mich. Es ist mein erstes Solo. Es bleibt mein einziges Solo. Noch zehn Takte. Locker bleiben. Die Spannung halten. In den Bauch atmen. Meine Eltern tragen ihre feinsten Sachen, das tun sie sonst nur an Weihnachten. Sie haben ihre beste Zeit vor sich, mein Vater ist kurz vor der Rente, meine Mutter macht gerade ihren Führerschein. Stolz hören sie mir dort irgendwo

im Dunkeln zu, während ich hier oben auf der Bühne stehe, schwitzend, aufgereggt, voller Adrenalin. Noch sechs Takte. Ich muss kaum noch auf die Noten schauen, ich kenne meinen Part auswendig. Auf den ersten Ton achten, der ist mir so oft missglückt, aber in der Generalprobe ging alles gut. Toi, toi, toi, hat mein junger Lehrer gesagt, der noch kein Solo gespielt hat, er ist so stolz auf mich, ich will niemanden enttäuschen, am wenigsten mich selbst. Noch fünf Takte. Es ist mein letzter Auftritt mit dem Musikzug. Ich weiß es schon, aber hier weiß es noch niemand. Ich will keine Marschmusik mehr spielen, werde ich ihnen sagen, das versaut mir den Ansatz. Ich will richtiger Musiker werden, beruflich, und das kann ich hier leider nicht, werde ich ihnen sagen. Nicht dran denken, nicht jetzt. Noch drei Takte. Der Dirigent wirft einen Blick in meine Richtung. Zieht die Augenbrauen hoch. Lächelt. Jemand im Publikum niest. Das Orchester verstummt. Alles hört auf mich. Mein Solo. Der erste Ton ist schwierig. Meine Lippen zittern. Ich treffe den Ton nicht. Es klingt seltsam. Aber niemandem fällt es auf. Nach einigen Takten setzt das Orchester mit mir ein. Ab jetzt geht alles gut. Hinterher werde ich mich verbeugen, wieder und wieder. Und der Applaus wird stürmisch sein.

Das Stück Kohle in meiner Hand ist noch warm. Wenige Augenblicke vorher hat die Maschine es mit lautem Getöse aus dem Berg herausgebrochen. Ich stehe ungläubig und aufgereggt da, wäre ich nicht schon mit Fieber angefahren, dann hätte ich es spätestens jetzt: schwarzes Gold. Ich hatte nie verstanden, was damit gemeint ist. Ich musste erst mehr als einen Kilometer tief in den Berg fahren, über eine halbe

Stunde weiter mit dem Zug und nochmals eine Viertelstunde zu Fuß, um das zu verstehen. Ich stehe da mit meinem Helm, meiner Schutzbrille, meiner Grubenleuchte, meinem Selbstretter, meinen Schienbeinschonern, meinen klobigen Stiefeln, meiner Hose, meinem Hemd, meiner Jacke, meiner Unterhose, meinen Socken, alles gestellt von der Zeche. Mein Gesicht wird hinterher nicht richtig schwarz sein, nur aus der Nase werden auch am Abend noch Kohlenpartikel kommen, die mich daran erinnern, wo ich war. Das Stück Kohle kühlt ab. Musst du abbürsten, sagt der Steiger, einmal, zweimal, und dann Klarlack drauf, dann hast du lange was davon. Was ist das für ein Glück in seinem Blick bei allem, was er mir erklärt. Eine Zufriedenheit. Ja, seine Augen glänzen wie das Stück Kohle, was der Berg für mich hergegeben hat. Ich kenne diesen Glanz sehr gut. So sah mein Vater aus, wenn er samstags seinen Schnaps trank und vom Pütt erzählte. So lebte er also. So war er gewesen. Und jetzt sehe ich in meinem Fieber plötzlich alles. Und jetzt, erst jetzt kann ich wirklich davon erzählen, denke ich. Und ich denke an die Sauhunde dieser Welt. Und stecke mir mein Stück Kohle in die Jackentasche.

Hartmann trat an einem kalten und ungemütlichen Abend in mein Leben. Das stimmt natürlich so nicht ganz, denn es hatte Hans Hartmann immer gegeben. Hartmann war der beste Freund meines Vaters gewesen, sie hatten zusammen auf der Zeche malocht, schöne Jahre, sagte mein Vater immer. Sie hatten zusammen gesoffen und Blödsinn gemacht, und nach all den Geschichten, die ich von meinem Vater kenne, kann ich wohl mit Fug und Recht behaupten

ten, dass dieser Hartmann der einzige wirklich enge Freund war, den mein Vater jemals hatte. Später gab es Bekannte und Arbeitskollegen und vor allem seine Familie, aber keinen Hartmann mehr.

Mein Vater war ein stoischer und schüchterner Eigenbrötler, der schon in jungen Jahren seine Ruhe haben wollte, das steigerte sich bis zum Ende, so sehr, dass er sich irgendwann am Rand der absoluten sozialen Stille befand. Nicht, dass ihn das unglücklich machte, aber doch hatte er einen seltenen Glanz in den Augen, wenn er von Hartmann sprach. Als wäre seine Jugend erst einige Tage her gewesen.

Ich selbst war Hartmann nie begegnet. Als ich auf die Welt kam, hatten mein Vater und er schon lange keinen Kontakt mehr. Aus allem, was ich heute weiß, kann ich die Angelegenheit ganz gut rekapitulieren: Hartmann war irgendwann unglücklich verliebt, angeblich hatte er sogar ein uneheliches Kind, jedenfalls übertrieb er es mit der Sauferei, beschränkte die Schnäpse nicht mehr aufs Wochenende und kam einmal zu oft blau oder gar nicht auf den Pütt, was dazu führte, dass sie ihn hochkant rauswarfen. Danach ging es abwärts: Er knackte eine Handvoll Automaten und wurde erwischt, er knackte noch andere Dinge und wurde wieder erwischt, was ihm dann, wie mir mein Vater erzählte, mehrmals Gratisurlaube bei voller Verpflegung einbrachte.

Nachdem Hartmann öfter besoffen und jämmerlich bei ihnen aufgetaucht war und Obdach suchte, hatte meine Mutter genug. Sie hatte Angst vor ihm, und mein Vater wiederum hatte Angst vor der Angst meiner Mutter, also verlor er Hans Hartmann aus den Augen. Hartmann hat die Kurve noch gekriegt, wie ich heute weiß, aber da war es zu

spät für meine Mutter: Die Geschichten vom Automatenknacker und Kleinkriminellen hat sie mir erzählt, als ich ein Kleinkind war. Nicht selten kontrollierte sie, wenn mein Vater Nachtschicht hatte, abends die Terrassentür zweimal oder dreimal und sagte mehr zu sich als zu mir: Sicher ist sicher, bevor so einer wie der Hartmann kommt. Erzähl ihm nicht so einen Blödsinn, hatte mein Vater manchmal fast resigniert gesagt, aber gegen den Einfluss meiner nervösen Mutter hatte er keine Chance. So wurde der ehemals beste Freund meines Vaters zur Projektionsfläche für meine kindlichen Neurosen. Die guten Geschichten verblassten mehr und mehr zugunsten des Bilds eines rücksichtslosen Mannes, der im Wald über unserem Reihenhaus auf Hochsitzen campiert und die Nachbarschaft mit dem Fernglas auf fette Beute absucht, bevor er sich mit Sturmhaube und Brecheisen holt, was ihm nicht gehört.

Vielleicht war meine Sorge ja letztlich sogar berechtigt, wenn man so will, denn dieser Prototyp eines Kleinkriminellen brach nun wirklich ein, wortwörtlich, in meine Existenz nämlich. Als würde ein Dieb sich Zugang zum Haus verschaffen, einzig und allein mit dem Ziel, abgegriffene Fotoalben aufzuschlagen und geschickt in den Wohnräumen zu verteilen, längst vergessene Dokumente auszubreiten, die Schublade mit den Erinnerungen zu durchwühlen und besondere Exponate auf dem Kopfkissen des Bewohners zu drapieren. Hartmann war plötzlich da. Und mit ihm die alten Zeiten, vor denen ich mich doch versteckte, so gut es ging.

Wenn ich die Augen zumache, kann ich mich erinnern, sagt Berta.

Da war das Haus, wo wir lebten. Über uns wohnte eine alte Frau. Die hat immer versucht, mir was Gutes zu tun. Als kleines Kind. Die hat mir allen Ernstes rohe Eier mit Rotwein eingeflößt. Neben uns, ein kleines Stück entfernt, da fingen die Obstbäume an. Und hinter der Mauer war der Bauernhof. Ich weiß noch, da war ich so drei oder vier, da sind wir über die Mauer. Deine Mutter und ich. Wie wir das geschafft haben, das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sind wir zum Kükenstall gegangen. So ein großer Drahtkorb, weißt du, wie das aussieht? Und deine Mutter, so garstig, wie sie war, hat mich einfach da eingesperrt. Und ist abgehauen. Und dann kam der Bauer, und dann war die Hölle los. Das vergesse ich nie. Heute kann ich darüber lachen.

Das alles begann vor etwa einem Jahr, als an einem Dienstag im November mein Telefon klingelte. Ich war an diesem Abend ohnehin nervös, eine Reise stand mir bevor: Ich fuhr zu meiner Mutter, und das war schlimmer als jeder Langstreckenflug inmitten von Gewitterzellen.

Ich weiß noch genau, wie ich mich fühlte, als das Telefon in mein Unbehagen hineinklingelte, denn das Datum ist wie eingemeißelt in alle Kalender, die ich je besessen habe und je besitzen werde. Ich kann mich noch so sehr darum bemühen, dieser eine verdammte Tag im Jahr lässt sich nicht tilgen und lässt sich nicht streichen und lässt sich nicht negieren. Ich habe es mit Reisen versucht, einmal war ich in den USA und döste im Tompkins Park im East Village, verspäteter Indian Summer, einmal hatte ich ein Flugzeug nach

La Palma genommen und vertrieb den ewigen Herbst mit ewigem Frühling, einmal schloss ich mich einfach mit einer Flasche Wodka in meiner Wohnung ein und spielte Winter im Herzen, bis es zu Turbulenzen kam, zu regelrechten Hagelstürmen, die jeden Flug durch die innertropische Konvergenzzone mit Leichtigkeit in den Schatten stellten. Dieser verdammte Tag im November, es bräuchte noch viel kräftigere Kraftausdrücke, um ihm wirklich gerecht zu werden, war der Todestag meines Vaters.

Blieben wir doch einen Augenblick bei meinem Zustand an jenem Abend, den ich diesmal nicht im Ausland oder in vorsätzlichem Alkoholrausch verbrachte: Ich saß auf meinem Sofa und hörte Musik. Ich war zufrieden mit meinem Leben. Ich bin im Sternzeichen Skorpion geboren an einem diesigen Nachmittag in einem Kleinstadtkrankenhaus. Skorpione haben oft Brüder, mit denen sie nicht mehr reden. Skorpione neigen zur Hypochondrie und besitzen in ebenso messbarer Häufigkeit ein dünnes Nervenkostüm in emotionalen Ausnahmesituationen. Skorpione sind allerdings auch sehr stressresistent, wenn es darauf ankommt. Ich glaube nicht an Astrologie.

Was gab es da auch zu verdrängen? War es wirklich der Rede wert? Eltern leben, Eltern sind Eltern, Eltern sterben, idealerweise, vor ihren Kindern, alles andere wäre doch lachhaft. Auch war mein Vater nicht plötzlich und unerwartet aus dem Leben gerissen worden – er hatte sich monatelang nicht wohlfühlt und die Diagnose vier Wochen vor seinem Tod bekommen, mit achtundsechzig Jahren, genau so hatte er es jahrelang vorhergesagt, genau so prognostizierten es, fand ich später heraus, auch interne Dokumente diverser Versicherungen: Mit dem Eintritt in

sein achtundsechzigstes Lebensjahr hatte mein Vater die statistische mittlere Lebenserwartung eines (stark rauchenden) Mannes seiner Generation aus der Arbeiterschicht erreicht. Was mir das Leben aber so schwer machte, seit er nicht mehr da war: dass mit seinem Verschwinden auch diese Familie verschwand, die einzige, die ich besaß. Und mit ihr auch die Dinge, an die ich glaubte: zum Beispiel daran, dass man nicht viel Geld braucht, um ein gutes Leben zu haben. Zum Beispiel daran, dass man nicht hochnäsig sein soll und arrogant. Zum Beispiel daran, dass ein richtiger Witz zur richtigen Zeit auch die schwersten Dinge ein bisschen leichter machen kann. Ich lebte so, wie ich es von meinen Eltern gelernt hatte. Auch wenn sich das Leben, das ich führte, fundamental von ihrem Leben unterschied.

Meine Mutter war schon viele Jahre krank, mit meinem älteren Bruder sprach ich nicht mehr, und der andere Bruder und ich kämpften manchmal wie Schiffbrüchige darum, uns an diese letzte Planke zu klammern, die uns zumindest noch verband und vor dem Absaufen rettete.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Es ging mir blendend. Ich nutzte die zivilisatorischen Errungenschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts nach Kräften, ich zerstreute mich, ich war zuverlässig und flexibel, ich war jederzeit in der Lage, mein Leben umzukrempeln, wie wäre es mit einer neuen Kampfsportart, Judo hatte ich doch als Kind schon gemocht, ich war jederzeit bereit, den Koffer zu packen und auf Reisen zu gehen, ich fühlte mich nicht schlecht, ich redete selten über meine Familie und noch seltener darüber, was es mit dem Schweben auf sich hatte, nur um das klipp und klar zu sagen, ich war nicht einsam, ich war nicht orientierungslos, ich stand, wie sagt man, mit-



ten im Leben, ich wusste, was im Feuilleton zu lesen war, ich wusste, worüber man zu reden hatte in den Kreisen der sogenannten Intellektuellen, zu denen ich nie ganz gehörte, ich lebte das Bilderbuchleben eines Kleinstadtjungen in der mittleren Großstadt, der es zu etwas Schönerem gebracht hatte, mir fehlte nichts Wesentliches, es gab keinen Mangel, im Großen und Ganzen, zum Jammern kein Anlass, zum Klagen keine Not, aber, damit wir uns nicht falsch verstehen, ich schwebte eben auch, ob ich wollte oder nicht, und das ist das, was man eben nur schwer erklären kann, das ist vielleicht das Alleinstellungsmerkmal einer solchen Familie, in der die Onkel und Tanten rar gesät und weit weg sind und die Großelterngeneration eine Unbekannte geblieben ist, weil sie schlicht und ergreifend nicht mehr vorhanden war, als ich auf die Welt kam, ich schwebte permanent, weil ich keine Wahl hatte, weil der Boden unter den Füßen fehlte.

Vor gut einem Jahr saß ich am Todestag meines Vaters in meiner Wohnung, und all diese Dinge gingen mir durch den Kopf, aber ich hielt sie aus. Ich haute nicht ab diesmal, sondern nahm die Traurigkeit in Kauf, ich hatte mir gerade einen heißen Tee gemacht und hätte gern einen Schuss Rum in den Tee gegeben, aber ich hatte keinen im Haus. Ich dachte an die Flasche Korn, die mein Vater einige Wochen vor seinem Tod auf den Balkon gestellt hatte, den trank er immer samstags, wenn er allein in der Küche saß. Diese Flasche Korn jedenfalls hatte er nicht mehr angerührt, und mein Bruder und ich hatten uns am Tag der Beerdigung überlegt, dass wir uns den Schnaps teilen würden an einem Abend, aber dazu war es nicht gekommen, wir entsorgten die Flasche irgendwann. Jetzt hatte ich doch einen Kloß im

Hals und bereute es, dieses Jahr nicht die Stadt und nicht das Land verlassen zu haben.

Doch dann klingelte das Telefon.

Zuerst hörte ich das markante Pfeifen, der Anrufer war kurzatmig, und immer, wenn er Luft ausstieß, gab es dieses Geräusch. Noch bevor ein Wort gewechselt wurde, fiel mir die leise Musik am anderen Ende der Leitung auf: Blaskapelle, Märsche. Die Marschmusik sollte alle unsere zukünftigen Gespräche begleiten.

Geht ja doch mal jemand an den Apparat, sagte der alte Mann mit heiserer Stimme.

Wer ist denn da, fragte ich. Der alte Mann hustete und schwieg. Alt, Ruhrpottdeutsch, Militärmusik – war sicher einer, der sich verwählt hatte. Sind Sie noch dran, fragte ich. Du erkennst mich nicht, sagte der Mann in einem Tonfall, der die Situation umkehrte: argwöhnisch und wortkarg, als hätte ich ihn ungebeten angerufen und nicht er mich. Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind, sagte ich. Du bist der Kurze vom Jupp, sagte er. Wir haben uns ein Mal gesehen, sagte er, vor zehn Jahren, bei der Beerdigung von deinem Alten. Haben wir uns unterhalten, fragte ich. War mir zu viel, hab dir 'nen Zwanziger in die Hand gedrückt und bin weg. Ich hatte kein Gesicht vor Augen. Hat dein Vater dir mal vom Hartmann erzählt? Das kann man wohl sagen, sagte ich. Bestimmt nur Scheiße, sagte er und lachte heiser. Dann wieder Schweigen. Und wieder Lungenpfeifen. Und ein neuer Marsch mit Pauken und Trompeten. Vielleicht ist er durcheinander, dachte ich, vielleicht braucht er Hilfe, vielleicht weiß er nicht, was er tut.

Bist du der Hartmann, fragte ich. Ich erzähl dir mal was,

Junge, sagte der alte Mann. Vor ein paar Wochen hab ich dich nachts im Radio gehört. Diese Geschichte mit den Eskimos. Ich war erstaunt. Tatsächlich hatte ich in den Monaten davor Zeit mit einigen Inuit auf Grönland verbracht – was Hartmann gehört hatte, war eine Reportage über die Melancholie ihrer Sprache gewesen, dem Inuktitut. Hartmann erzählte weiter. Davon, dass er auch meinen Bericht über die Favelas verfolgt und meine auf einer Polarexpedition aufgenommenen Buckelwalgesänge gehört habe. Davon, dass er zu lange gezögert habe, davon, dass er sich mit meinem Vater noch einige Briefe geschrieben habe, was mich vom Hocker haute, denn mein Vater hatte meines Wissens nie in seinem Leben einen Brief geschrieben, davon, dass er mich anrufen müsse, so lange es noch ging, seine Lunge würde nicht mehr lange mitmachen, und wo keine Luft mehr, da keine Worte. Ich fahre morgen zu meiner Mutter, sagte ich, ich muss noch packen und so weiter. Du hast viel zu tun, sagte Hartmann, du hast viel zu tun. Das stimmt, sagte ich. Wenn du willst, sagte er, kannst du mich ja mal besuchen. Ich überlege es mir, sagte ich. Du fährst um die Welt und weißt Bescheid, sagte Hartmann, schade nur, dass du nicht weißt, wie man die eigene Haustür aufschließt. Jetzt wurde es mir zu bunt. Ich wollte widersprechen und zetern, alter Mann hin oder her, was bildete sich Hartmann ein, aber er kam mir zuvor und sagte: Glück auf, Junge, und dann lachte er, und ehe ich nachdenken konnte, hatte ich ihm aus Reflex geantwortet: Glück auf, Hartmann, und mir sollte erst viel später klar werden, dass er damit den ersten Punkt gemacht hatte, dass ich aus diesem Spiel so schnell nicht mehr rauskommen würde.

Ich räume die abgelaufenen Lebensmittel aus dem Kühlschrank. Meine Mutter soll davon nichts mitbekommen. Ich entsorge Plundergebäck, Sahneteilchen, Toastbroat und Wurst, ich schmeiße das ranzige Salatdressing weg und ein hart gewordenes Stück Käse. Dann trage ich den Beutel nach draußen und werfe ihn in die Mülltonne. Es ist doch rasch dunkel geworden. Die Spitzen der Tannen im Mondlicht. Das Schwanken der Straßenlaterne. Es ist oft windig hier. Die Lampen in den Küchen des Hauses gegenüber sind ausgeschaltet. Niemand da. Ich kenne die Menschen, die dort leben. Wie geht es Harald, der bei der Stadtreinigung gearbeitet hat, bis die Knie nicht mehr mitmachen? Was tut wohl Franz, dessen grüner Kleinwagen an einem Morgen nicht mehr vor der Tür stand und der kurze Zeit später als Fluchtauto für eine Reihe von Banküberfällen diente? Lebt wohl Gerda noch, ist der Josef noch da, und was ist aus dem schaurigen Herrn Blumenberg geworden, der in seinem Keller Kanarienvögel züchtete und angeblich in manchen Nächten selbst in der großen Voliere schlief? Wo sind sie alle hin?

Im Briefkasten finde ich eine Ausgabe des Wachturm, daraufgeklebt ein handgeschriebener gelber Zettel. Anrede an meine Mutter: Haben Sie sich schon mal gefragt, wie selten oder wie oft wir dankbar sind? Die Artikel in dieser Ausgabe geben Anhaltspunkte für die vielen Facetten von Demut und Dankbarkeit. Mit herzlichen Grüßen. Dass sie es nach all den Jahren immer noch nicht aufgegeben haben, obwohl meine Mutter ihnen in einem Zornesanfall mal die Tür vor die Stirn schlug. Ich werfe Heft und Zettel in die Abfalltonne. Ich sehe dem gleichmäßigen Blinken der Signalleuchten auf den Windkraftanlagen in der Ferne zu.